STADT-THEATER STETTIN

SIEBENTES HEFT
JANUAR 1931

WITWENBESCHEIDUNG

RUDOLF G. BINDING
AUS DER GEDICHTSAMMLUNG „STOLZ UND TRAUER", RÜTTEN & LOENING. FRANKFURT A. M.

Einen such ich.
Er war ein Krieger,
war mein im Leben
und ist nun mein im Tode —
Bescheide dich des.
Denn kehrte als Sieger
er heim vom Felde,
ich liefe wohl lange
neben seinem Pferde
ungesehn.
Er aber ritte
noch immer in der Ferne
und selbst an meinem Busen
wär nimmer er bei mir.
Glaub es mein Herz.
Niemals kehrt einer
wieder vom Jenseits,
niemals vom Wahnsinn,
niemals vom Kriege.
Darum im Tode — will ich ihn lieben.

VERDUN

JACOB ALTMAIER

Von Metz sind wir im Auto über Mars-la-Tour und Gravelotte gefahren. Vorbei an kleinen Militärfriedhöfen und verwitterten alten Kreuzen; an saftig grünen Wiesen, auf denen das Vieh weidet, über Mulden und Höhen, die so aussehen, als hätte sie die Natur eigens zu Exerzierplätzen und Kavalleriefechtböden geschaffen. 1870 liegt weit zurück. Das kleine Dorfmuseum mit seinen Uniformen, Fahnen und vergilbten Blättern ist eine stickige, muffige Kriegsspielschachtel. Im Weiter-

fahren stellt man Vergleiche an zwischen einst und jetzt, zwischen Zündnadelgewehr und Gasgranaten. Ehe man noch zu Ende ist, zeigen sich neugewalzte Landstraßen, junge Häuser, neugedeckte Dächer, blanke Wände: Verdun! Da liegt es, neu und sauber. Von beiden Seiten drängen die Häuser dicht an den Fluß und sehen ihm zu, wie er sich elegant durchschlängelt. Hie und da ist noch ein leeres Loch in den Straßenfronten. Es wird noch gebaut. Drüben ist eine Kalkgrube. Maurer und Zimmerleute turnen in leeren Fensterhöhlen. Alles ist neu: die Balken, die Ziegel, die Türme, die Tore, die Schaufenster, die Auslagen. Sand- und Steinhaufen säumen die Bürgersteige. Neue Hotels, neue Restaurants, wie in einem erst jüngst entdeckten mit viel Kapital aufgepumpten Badeort. Es riecht nach frischen Aktien und guter Butter.

Der Weg zu den Festungswällen. Auf dem Fahrdamm hat der Regen die aufgefüllten Granatlöcher neu ausgehöhlt. Die grauen Mauern tragen große weiße Zementplomben. Teils kleine, teils sehr große. Verwischte Geschoßeinschläge. In den Kasematten führt uns ein Soldat die wassertropfenden Wände entlang. Erklärt, zeigt die Einrichtungen dieser unterirdischen Kriegsstadt, die ehemaligen Unterkunftsräume der Regimenter, die Offiziersmesse mit den Fahnen der Alliierten, die Kapelle, vor deren Altar die acht Särge standen und aus deren Mitte der unbekannte Soldat zur Reise nach Paris gewählt wurde.

Kurz hinter Verdun beginnen die Schlachtfelder. Es ist Frühling! Die Natur deckt die Erde mit einem grünen Tuch. Priemeln schießen saftig in die Höhe und wackeln im Winde. Diese Schlüsselblumen sind viel voller und größer denn anderswo. Sie haben guten Boden. Nimmer kann jedoch dieser Grasteppich die Wüste verhüllen. So weit das Auge blickt, über Täler und Höhen, wohin wir auch kommen: ein Granatloch neben dem anderen. Die weite Erde gleicht einem Schwamm, in dem Pore an Pore sitzt, Loch an Loch; vom kleinsten Granateinschlag bis zum Minentrichter von sechzig Meter Durchmesser und dreißig Meter Tiefe. In jedem Loch steht Wasser und aus jedem Wasser ragt Schilf. Die Erde ist um- und umgepflügt. Wievielmal? Millionen von Granatlöchern. Nirgends eine Bergspitze, nirgends ein scharfer Kamm. Die sind abgeschossen. Die gesamte Industrie Europas, von Amerika, von Asien, von Australien hat monate- und monatelang für dieses Zerstörungswerk gearbeitet. Hier sind die Kriegsanleihen verpulvert und verschossen, hier ist der Reichtum von Nationen in die Erde gemahlen worden. Wo sind die Felsen, wo sind die Wälder? Wo sind die Felder, wo die Weiden, wo die Wiesen? Alles zerfetzt, verbrannt, begraben. Wir stehen auf dem schauerlichsten

Friedhof der Welt. Hier ist die Sintflut. Wo ist das Dorf Fleury, wo ist das Dorf Douaumont, wo ist das Dorf Vaux? Wo ist Avocourt, Moulainville, Samogneux, Bezonvaux, Ornes, Damloup, Eix, Bras, Beaumont, Louvemont und wie sie alle heißen? Wo sind ihre Kirchen, ihre Straßen, ihre Häuser, ihre Scheunen, ihr Vieh, ihre Kinder, ihre Menschen? Wo sind die Gutshöfe, die Ernten?

Der Wind bläst darüber hin, als hätte er alles, alles fortgeweht. Kein Grenzstein zeigt mehr eine Gemarkung. Kein Brunnen, keine Mauer, kein Balken, nichts als Sand, Sand, Sand.

Neue Landstraßen ziehen widerlich schöne Runen durch diese Wüste und erhöhen die Schauer und die Tiefe des Leids. Das kriecht wie Schlangen aus jedem Loch. Aus jeder Pore züngelt die grausame Verlassenheit dieser Stätten und ringelt in der Luft. Leere und Einsamkeit nebeln wie graues Glas, das sich wolkengleich auf- und abschaukelt. Es ist, als gäbe es keine Sonne, keinen Himmel, kein Blau. Grab ist alles; endloses geöffnetes Grab.

Jede Handbreit Boden ist mit Eisen gedüngt. Rostiger Stacheldraht sät Fußangeln. Tausende von Blindgängern, teils mit Gift gefüllt, liegen versteckt, immer noch heimtückisch wartend, ob nicht eine unvorsichtige Pflugschar sie zum Leben erwecken möchte. Schwarzverkohlte Baumstümpfe markieren den Umriß ehemaliger Waldgebiete. Zwischen diesen Marterpfählen stolzer Forsten hüpft junges, wildgewachsenes Reis. Zähgrün schießen die Stämmchen in die Höhe und ahnen nicht ihr trauriges Dasein in der Wüste. Kein Korbmacher will sie schneiden, kein Kind will sich ein Rohr schnitzen oder eine Pfeife. Diese Baumreiser sind wie kleine munter tanzende Waisen. Sie wissen noch nichts von der Schwere ihres Geschickes, und nur dem Zuschauer wird's traurig zumute.

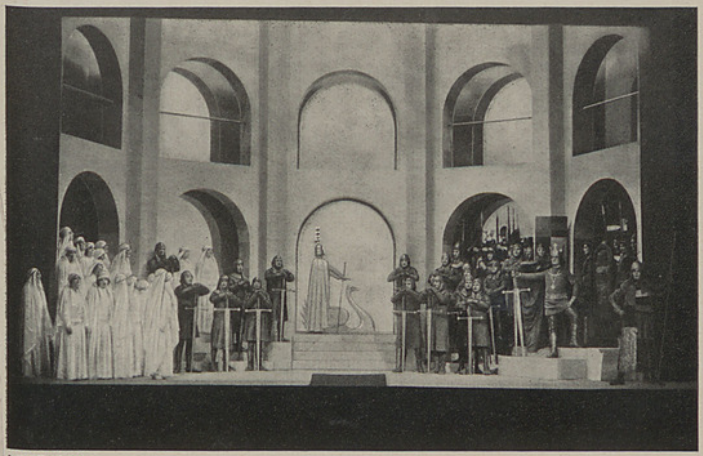
Wir fahren zum Fort Douaumont hinauf. An Unterständen vorbei, die sich gehalten haben. Wie schwarze stumme Löcher starren ihre Eingänge ins Freie, gleich leeren Augenhöhlen, in denen kein Licht mehr ist und keine Träne. Eingefallene Unterstände kommen. Leere Rachen, denen die Kehle ausgebohrt ist samt dem Schlund. Sie lassen sich in den Bauch sehen; doch es ist kein Eingeweide da. Das Herz ist ausgebrannt; keine Ader, und das Blut ist ausgedörrt. Oben auf Douaumont ist Betrieb. Besucher, Soldaten, Mönche, Maurer und Schreiner. Auch hier steht ein Denkmal wie so viele im Umkreis. Sie beleidigen keinen ehemaligen Gegner, doch sie stören die Ruhe des Grabes, sie verschandeln die Allmacht dieser Stätten und sind wie Inschriften, läppisch gekritzelt in das Jahrhundert eines Baumes. Drüben

läßt ein Amerikaner eine gedeckte Säulenhalle bauen, mit einem großen schmiedeeisernen Tor und einer zementierten Zugangsstraße. Diese lange Halle überdacht den „Bajonettgraben". Bauern aus der Vendée und Fischer aus der Bretagne ruhen darunter. Im 137. französischen Linienregiment hatte man sie eingekleidet, bei Douaumont mußten sie einen Graben verteidigen. Mit aufgepflanztem Seitengewehr erwarteten sie den deutschen Sturmangriff, mitten im Regen der Granaten. Es gab kein Vorwärts und kein Zurück. Und also starben sie, die Bauern aus der Vendée und die Fischer aus der Bretagne, lebendig zerrissen und verschüttet von den über sie gespienen Eisen- und Erdmassen. Nichts ist von diesen Menschen über der Erde geblieben als die Spitzen ihrer Bajonette. Die ragen heute noch. Eine lange, lange Reihe. An ihrer Stellung sind die letzten Sekunden der Verschütteten abzulesen. Bald ein einzelnes Bajonett, bald drei in gleichem Abstand; dort wieder drei und vier Seitengewehre dicht aneinandergeschmiegt; in der Angst, im Schrecken und in der Todesqual. Jetzt gießen die Maurer Zement und schaffen an der Straße. Kein Arbeiter spricht eine Silbe, kein Speißträger pfeift ein Lied. Arme tote Bauern und Fischer, von einem amerikanischen Schatzgräber oder gar Kriegslieferanten gefangen und in Heldenfett gesetzt.

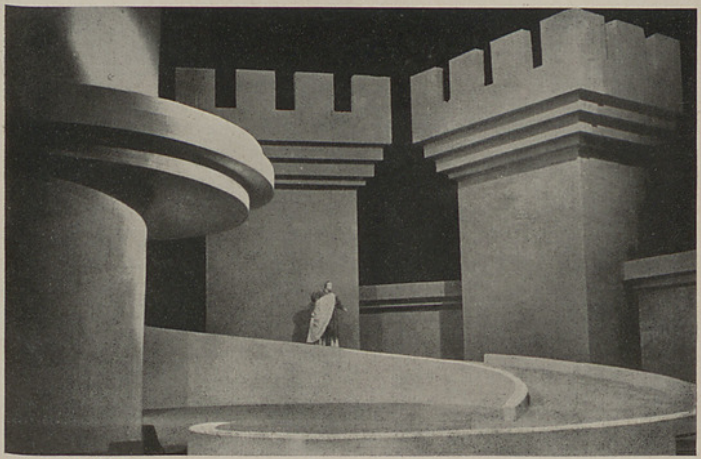
Übers Jahr wird vielleicht das Mausoleum auf Douaumont fertig sein. Ein Riesenbau ist im Werden. In ganz Frankreich wird für ihn gesammelt. Vom Kreuzturm herab wird es eine Vogelschau über das weite Land geben, und allabendlich soll ein Totenlicht angezündet werden, leuchtend über die grausigen Täler und Höhen. Wahrlich, es muß eine große Totenlampe sein. So groß, jene Nacht zu durchdringen und zu erhellen, die hier, auf dreißig bis vierzig Quadratkilometer Boden eine Million blühender Menschen unschuldig geschlachtet hat, vierhunderttausend Franzosen, sechshunderttausend Deutsche; geschlachtet, zerrissen und begraben. Was wollen dagegen die zerstreuten Friedhöfe mit ihren je zwanzig-, dreißig- oder gar vierzigtausend weißen Kreuzen, die von der Höhe aussehen, als gäbe es da unten Massenübungen weißgekleideter Turner? Was will dort die Notkapelle aus Brettern? Zwei Kanonen halten am Eingang überflüssige Wacht. Drinnen ein schmaler Weg zum Altar. Links und rechts aber, in Reihen aufeinandergetürmt, große weiße Särge, mit weißen Tüchern gedeckt. Darauf steht mit Goldbuchstaben: „Gesammelt im Sektor so und so". Was gesammelt? Schädel und Knochen! Eine Million Tote brauchen wieviel Särge? Blumen häufen sich auf den Bahren. An den Wänden Photographien von Gefallenen. Angehörige haben sie dort befestigt.

Wie draußen, so auch in der Kapelle: Ruhe und Schweigen. Das droht die Wände zu sprengen. Welches Recht haben wir zu leben und nicht

AUS DEM OPERNSCHAFFEN IM REICH



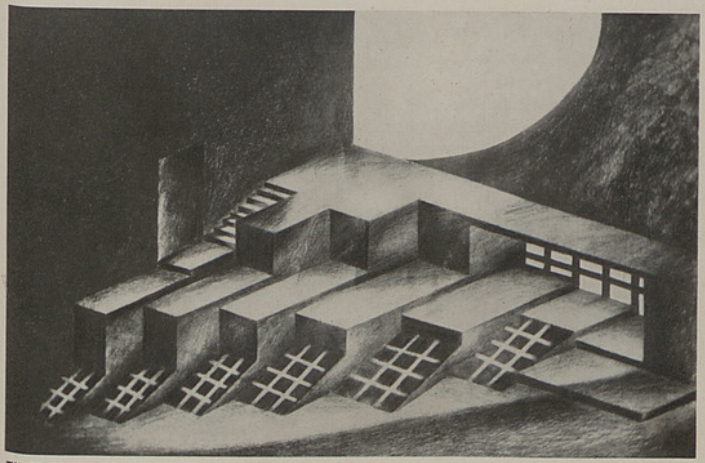
LOHENGRIN
FRIEDRICH-THEATER DESSAU



DER TROUBADOUR
HESSISCHES LANDESTHEATER DARMSTADT

AUS DEM OPERNSCHAFFEN IM REICH

DIE WALKÜRE
STÄDTISCHES THEATER CHEMNITZ



FIDELIO
STADTTHEATER AACHEN

mit ihnen zu liegen, in den weißen Kästen? Mit ihnen, die ebenso unschuldig waren wie wir alle, die ebenso gelitten haben und noch mehr; die nicht mehr heimkamen und die doch ein gutes Stück von uns selbst bekommen und behalten haben? Wir schleichen hinaus. Wir sind nicht froh. Draußen bläst und bläst der Kirchhofswind und läßt die Gräser zittern über eine Million toter Söhne, Väter und Brüder. Stille, die so lebendig ist, daß man das Getöse der Schlacht hört und des Schlachtens, das Krachen und Krachen, das Rattern und Heulen, das Schreien der Verwundeten, das Sterben der Menschen, der Tiere, der Dörfer und der Wälder. „Am Toten Mann eroberten wir einen Schützengraben und säuberten einige Nester. Bei Douaumont leichtes Vorpostengeplänkel. Fort Vaux lag eine Stunde in unserem Feuer . ." Man sieht es jetzt noch. Es gab Tage, die einzelnen, hausbreiten Stellen achttausend Granaten brachten. In den Kasematten ist alles wieder in Ordnung. Ein Soldat führt uns hinein. Manchmal war die eine Hälfte der Gänge von Deutschen besetzt, die andere von Franzosen. Nur durch Sandsäcke voneinander getrennt, lagen sich tagelang die verschiedenen Uniformen gegenüber und bombardierten sich mit Handgranaten. Allein, hungernd, verdurstend und abgeschnitten von der Welt, denn draußen regnete es Feuer, Eisen und Gas.

Wir sind wieder in der Fumin-Schlucht. Wieder am I-Werk. Drüben ist der Vaux-Teich. Dort ist der Chapitre-Wald. Hier gab uns am Nachmittag vor dem Sturm Leutnant Matzke, der Kompagnieführer, zum Abschied die Hand. Der Tod war schon zwölf Stunden vorher auf seinem Gesicht geschrieben. Er wußte alles. Hier haben wir gestürmt. Hier zerriß die Handgranate den Leutnant. Dort hat das Maschinengewehr aus dem feindlichen Graben gemäht, hier sind die fünf aus der einen Korporalschaft gefallen, hier hat Leutnant Link seinen Bauchschuß bekommen, hier . . . und hier und dort . . . Wir sind wieder am Fort Vaux. Der Soldat meint: „Les Allemands ou les Français, c'était toujours la même chose!" Einer wie der andere. Ein Leid so groß wie das andere. An der Mauer des Forts hängen Bilder und Inschriften, wie in der Grabkapelle. Es ist, als sei hier die Klagemauer Europas. Eine Mutter hat einen schwarzgerahmten Spruch unter Glas angebracht:

A mon fils?
Depuis que tes yeux sont fermés,
les miens n'ont cessé de pleurer.

WO STEHEN WIR?*)
GOETHE ÜBER WAHRHEIT UND WAHRSCHEINLICHKEIT DER KUNSTWERKE

Ein Gespräch 1798

Auf einem deutschen Theater ward ein ovales, gewissermaßen amphitheatralisches Gebäude vorgestellt, in dessen Logen viele Zuschauer gemalt sind, als wenn sie an dem, was unten vorgeht, teilnähmen. Manche wirkliche Zuschauer im Parterre und in den Logen waren damit unzufrieden und wollten übelnehmen, daß man ihnen so etwas Unwahres, Unwahrscheinliches aufzubinden gedächte. Bei dieser Gelegenheit fiel ein Gespräch vor, dessen ungefährer Inhalt hier aufgezeichnet wird.

Der Anwalt des Künstlers: Lassen Sie uns sehen, ob wir uns nicht einander auf irgendeinem Wege nähern können.
Der Zuschauer: Ich begreife nicht, wie Sie eine solche Vorstellung entschuldigen wollen.
Anwalt: Nicht wahr, wenn Sie ins Theater gehen, so erwarten Sie nicht, daß Alles, was Sie darin sehen werden, wahr und wirklich sein soll?
Zuschauer: Nein! Ich verlange aber, daß mir wenigstens Alles wahr und wirklich scheinen solle.
Anwalt: Verzeihen Sie, wenn ich in Ihre eigene Seele leugne und behaupte, Sie verlangen das keineswegs.

Zuschauer: Das wäre doch sonderbar! Wenn ich es nicht verlangte, warum gäbe sich denn der Dekorateur die Mühe, alle Linien aufs Genaueste nach den Regeln der Perspektive zu ziehen, alle Gegenstände nach der vollkommensten Haltung zu malen? Warum studierte man aufs Kostüm? Warum ließe man es sich soviel kosten, ihm treu zu bleiben, um dadurch mich in jene Zeiten zu versetzen? Warum rühmt man den Schauspieler am meisten, der die Empfindungen am wahrsten ausdrückt, der in Rede, Stellung und Gebärden der Wahrheit am nächsten kommt, der mich täuscht, daß ich nicht eine Nachahmung, sondern die Sache selbst zu sehen glaube?
Anwalt: Was werden Sie sagen, wenn ich Ihnen einwende, daß Ihnen alle theatralischen Darstellungen keineswegs wahr scheinen, daß sie vielmehr nur einen Schein des Wahren haben?
Zuschauer: Erklären Sie sich deutlicher und wenn ich bitten darf, in Beispielen.
Anwalt: Zum Beispiel also, wenn Sie in der Oper sind, empfinden Sie nicht ein lebhaftes, vollständiges Vergnügen?

*) Vergl. Heft 2—6.

Zuschauer: Wenn Alles wohl zusammenstimmt, eines der vollkommensten, deren ich mir bewußt bin.

Anwalt: Wenn aber die guten Leute da droben singend sich begegnen und bekomplimentieren, Billetts absingen, die sie erhalten, ihre Liebe, ihren Haß, alle ihre Leidenschaften singend darlegen, sich singend herumschlagen und singend verscheiden, können Sie sagen, daß die ganze Vorstellung oder auch nur ein Teil derselben wahr scheine? Ja, ich darf sagen, auch nur einen Schein des Wahren habe?

Zuschauer: Es kommt mir von Allem dem freilich nichts wahr vor.

Anwalt: Und doch sind Sie dabei völlig vergnügt und zufrieden.

Zuschauer: Ohne Widerrede. Ich erinnere mich zwar noch wohl, wie man sonst die Oper eben wegen ihrer groben Unwahrscheinlichkeit lächerlich machen wollte, und wie ich von jeher dessen ungeachtet das größte Vergnügen dabei empfand und immer mehr empfinde, je reicher und vollkommener sie geworden ist.

Anwalt: Und fühlen Sie sich nicht auch in der Oper vollkommen getäuscht?

Zuschauer: Getäuscht, das Wort möchte ich nicht brauchen!

Anwalt: Nicht wahr, Sie vergessen beinahe sich selbst?

Zuschauer: Nicht beinahe, sondern völlig, wenn das Ganze oder der Teil gut ist.

Anwalt: Sie sind entzückt? Und gewiß am meisten, wenn Alles zusammenstimmte.

Zuschauer: Ohne Widerrede.

Anwalt: Stimmte eine vollkommene Aufführung mit sich selbst oder mit einem anderen Naturprodukt zusammen?

Zuschauer: Wohl ohne Frage mit sich selbst!

Anwalt: Und die Übereinstimmung war doch wohl ein Werk der Kunst?

Zuschauer: Gewiß!

Anwalt: Wir sprachen vorher der Oper eine Art Wahrheit ab; wir behaupteten, daß sie keineswegs das, was sie nachahmt, wahrscheinlich darstelle; können wir ihr aber eine innere Wahrheit, die aus der Konsequenz eines Kunstwerks entspringt, ableugnen?

Zuschauer: Wenn die Oper gut ist, macht sie freilich eine kleine Welt für sich aus, in der Alles nach gewissen Gesetzen vorgeht, die nach ihren eigenen Eigenschaften gefühlt sein will.

Anwalt: Sollte nun nicht daraus folgen, daß das Kunstwahre und das Naturwahre völlig verschieden sei, und daß der Künstler keineswegs streben sollte noch dürfe, daß sein Werk eigentlich als ein Naturwerk erscheine?

Zuschauer: Aber es erscheint uns doch so oft als ein Naturwerk.

Anwalt: Nur dem ganz ungebildeten Zuschauer kann ein Kunstwerk als ein Naturwerk erscheinen; und ein solcher ist dem Künstler auch lieb und wert, ob er gleich nur auf der untersten Stufe steht. Leider aber nur so lange, als der Künstler sich zu ihm herabläßt, wird jener zufrieden sein, niemals wird er sich mit dem echten Künstler erheben, wenn dieser den Flug, zu dem ihn das Genie treibt, beginnen, sein Werk im ganzen Umfange vollenden muß.

Zuschauer: Nur dem Ungebildeten, sagen Sie, könne ein Kunstwerk als ein Naturwerk erscheinen.

Anwalt: Gewiß! Erinnern Sie sich der Vögel, die nach des großen Meisters Kirschen flogen.

Zuschauer: Nun beweist das nicht, daß diese Früchte vortrefflich gemalt waren?

Anwalt: Keineswegs! Viel mehr beweist es mir, daß diese Liebhaber echte Sperlinge waren.

Zuschauer: Und Sie behaupten daher, daß ein Künstler sich erniedrige, der auf diese Wirkung losarbeite?

Anwalt: Es ist meine feste Überzeugung!

Zuschauer: Nun so sagen Sie mir: warum erscheint auch mir ein vollkommenes Kunstwerk als ein Naturwerk?

Anwalt: Weil es mit ihrer besseren Natur übereinstimmt, weil es übernatürlich, aber nicht außernatürlich ist. Ein vollkommenes Kunstwerk ist ein Werk des menschlichen Geistes und in diesem Sinne auch ein Werk der Natur. Aber indem die zerstreuten Gegenstände in eins gefaßt und selbst die gemeinsten in ihrer Bedeutung und Würde aufgenommen werden, so ist es über die Natur. Es will durch einen Geist, der harmonisch entsprungen und gebildet ist, aufgefaßt sein, und dieser findet das Vortreffliche, das in sich Vollendete auch seiner Natur gemäß. Davon hat der gemeine Liebhaber keinen Begriff: Er behandelt ein Kunstwerk wie einen Gegenstand, den er auf dem Markte antrifft; aber der wahre Liebhaber sieht nicht nur die Wahrheit des Nachgeahmten, sondern auch die Vorzüge des Ausgewählten, das Geistreiche der Zusammenstellung, das Überirdische der kleinen Kunstwelt; er fühlt, daß er sich zum Künstler erheben müsse, um das Werk zu genießen. Er fühlt, daß er sich aus seinem zerstreuten Leben sammeln, mit dem Kunstwerke wohnen, es wiederholt anschauen und sich selbst dadurch eine höhere Existenz geben müsse.

Die Theater-Zeitschrift erscheint in zwangloser Folge, in der Regel halbmonatlich.
Herausgeber: Hans Meißner. Druck und Verlag M. Bauchwitz, Stettin, Klosterhof 3.
Nachdruck nur unter Quellenangabe und nach vorheriger Anfrage gestattet.